

Das Bauerndorf

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **222 (1943)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375169>

Nutzungsbedingungen

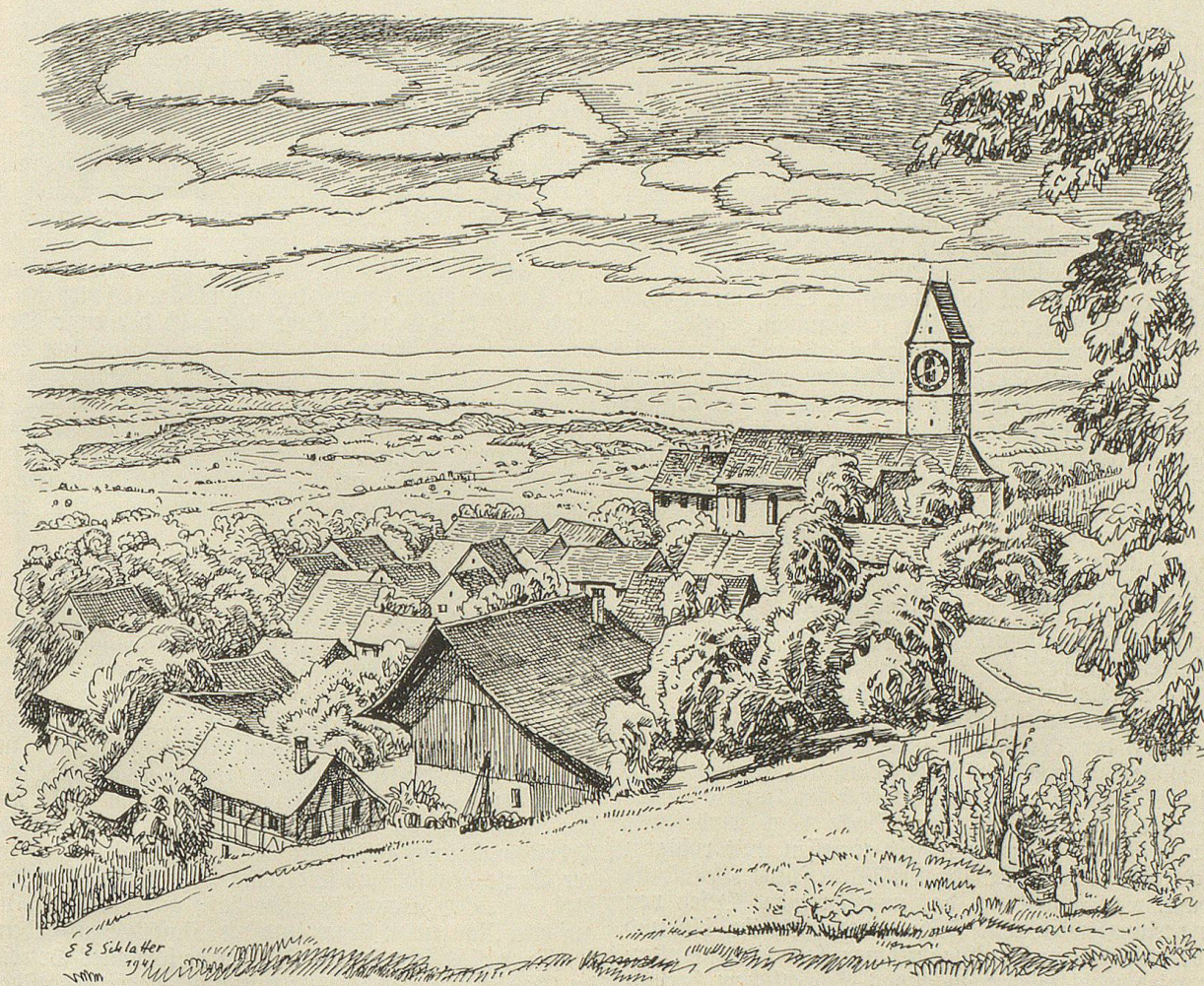
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Bauerndorf.

Von Alfred Huggenberger.

Es ist nur ein Dorf, aber es will ernst genommen sein. Es ist der Mittelpunkt und Kern eines kleinen Lebensbezirkes, es ist die Heimat vieler Seelen.

Das Dorf ist für manchen seiner Bewohner die Welt geworden. Wenn sein Blick vom Stubenfenster aus auf Hofraum und Gasse geht, so sieht er Menschen vorbeimandeln, die mit ihm Kind gewesen, die mit ihm die Blutszeit des Lebens genossen, und nun wie das Dorf selber gesetzt und friedensbereit geworden sind. Der Lärm des Bubenstreites draußen kommt gedämpft, wie von fernher aus der Zeit des eigenen Kindseins, zu ihm herein. Der schwere Garbenwagen, der vorbeifährt, spricht von Wohlfahrt und Geborgenheit: Wir haben Brot, solange wir dem Acker die Ehre antun.

Das Dorf weiß nicht viel von Gründungsgeschichten zu erzählen. Es ist aus einem Gehöfte hervorgegangen, aus einem dürftigen Weiler. Zwischen die Hügelwellen, in die Wiesengründe ist es hineingeboren worden, hundert Jahre ein Tag. Ruhm? Große Taten? Das Dorf schweigt. Es entsinnt sich vielleicht in Traumnächten, wie es im Anfang hart mit der Tiefwildnis gerungen

hat. Der Wald mußte ihm von seinem Nährboden hergeben. Er hat es unwillig getan, die Pflugmänner haben mehr als einen der ihrigen tot aus dem Kampfe heimtragen müssen. Aber einmal ist der Hunger des Dorfes gestillt gewesen, da ist bald eine Freundschaft zwischen den zweien aufgegangen. Der Wald ist des Dorfes vertrautes Geheimnis geworden, sein Märchenbuch, der unerschöpfliche Born seiner Wiedergeburt. Er gibt ihm seine Brunnen, er gibt ihm seine Wärmekraft, den Winter zu bestehen. Er flicht den Kindern Ephetränzchen ins Haar, er macht, daß sie von Kehl und Dachs träumen dürfen, vom blauen Vogel, vom getreuen Zwerg Wurzelbein. Was wäre das Dorf ohne den Wald?

Das Bauerndorf hat seinen Kreis, seinen geweihten Bann. Die Acker und Wiesen sehen sich anders an, die durch den bemoosten Bannstein einem andern Siedelwesen zugeteilt sind. Die Kartoffelfelder, die Weizenmauern, die blauen Flachsäckerlein – ist nicht alles fast eine einmalige Sache? Was jenseits der Banngrenze wächst, ist ja auch Frucht, niemand wird es bestreiten;

aber es scheint doch manchmal eine andere Volksfahrt, ein trüberes Morgenlicht über jenen Ackerbreiten zu sein.

Das Dorf nimmt Anteil am Tun und Lassen seiner Menschen. Es weiß alles von allen. Es weiß, daß der Gemeinderat Knoll den Kopf höher trägt, wenn er an der neuen Brückenwaage vorbeischieftet, die gewissermaßen sein Werk ist. Er hat sein ganzes Gewicht eingesetzt gegen die Launen und Rückständigen, die ihre Hausknäuferei auch auf dem Gemeindegebiet zur Geltung bringen wollten. Die Brückenwaage bedeutet für ihn ein erreichtes Ziel, ja in gewissem Sinne den Höhepunkt seines Daseins; er hat nicht umsonst gelebt. — Es ist dem Dorf auch keineswegs entgangen, wie die Eine Steuerer mit Sorge und Sehnen auf den Lehrer Staub gehofft und nachher ihm zuleid seinen ärgsten Widersacher geheiratet hat. Ihr Mann ist jetzt mit andern durch einen richtigen Schwur verbunden, diesen Steckligumper, der angeblich die halbe Zeit mit den Kindern turnt, aus der Gemeinde wegzubringen. Und wiederum wundern sich Haus und Gärtlein, Straße und Friedhofmauer keinen Augenblick darüber, daß Johann Knüß in der Lauben seit drei Monaten nicht mehr in die Kirche geht. Der Pfarrer Blinkweiler hat sich doch unterstanden, dem Ehemann den Kopf zu waschen wegen verstoffener Liebelei mit einer hübschen Nachbarstochter!

Das wachsame Gewissen des Dorfes gibt aber auch auf die sogenannten Großen acht. Das Gemeindeoberhaupt, der Preeß, verrichtet auf der gleichen Felde die gleiche Arbeit wie das sorgenbedrückte Kleinbäuerlein. Sein Blick ist an die Ackerkrume geheftet, an die jungen Kartoffelpflänzchen, die seine Hacke vom wuchernden Unkraut befreit. Aber er schafft gemessen, mit ruhigem Nachdruck, jeden Augenblick der Würde seiner Bestallung bewußt, was auch durch das ungeschriebene Gesetz von ihm verlangt wird. Die Feldnachbarn, die ihn hin und wieder von weitem ins Auge nehmen, sagen zu einander: „Er wird wohl wieder an etwas Schriftlichem herumstudieren.“ Der Preeß macht nämlich Eingaben an die Oberbehörde, sehr sachliche Ausführungen, die wirklich Hände und Füße haben. Er nimmt sich Zeit, er arbeitet die Schriftstücke dreimal, viermal durch, ehe er sie, mit dem Wappenstempel des Dorfes versehen, aus den Händen gibt. Aber dann hat die Sache Faden. Er hat mit seinen großen Mühen schon manchen bescheidenen Vorteil für die Gemeinde errungen. Das Dorf ist durch ihn „bei den Obren“ im Ansehen gestiegen. Sie wissen, auch ein Dorf hat die Regierung, die es verdient.

Der Preeß vergißt indessen neben seiner großen Amtsaufgabe nicht, daß er von seinem Acker lebt und nicht von seinen Ehren; er vergißt nicht, daß der Volksmund immer recht behält: ein Amtsmann, der nicht zu seinen eigenen Sachen sieht, ist auch ein schlechter Haushalter für die Gemeinde. Er wirkt und schafft auf zwei Felgen zugleich als ein getreuer Knecht. Man wird einmal auf seinen Grabstein schreiben dürfen:

Dein Sein war ohne Ruhm und Dauer
Sein Sinn ist dennoch tief und gut:
Du warst ein Stein der starken Mauer,
Darauf der Heimat Wohlfahrt ruht.

Das Dorf ändert sein Gesicht mit den Menschen, die in ihm wohnen. Es achtet auf Wind und Wolken, es horcht auf den Klang des Dengelhammers. Es steht

den Scharen ziehender Vögel nach und kann in solchen Tagen wunderbar empfindsam, ja fast wehleidig sein. Wenn der Gott des Bauernjahres die Sterne in Falten zieht und böse Wetterlaunen den Segen der Flur, die Frucht von Baum und Rebe mit schwerer Not bedrängen, dann lastet ein schweigender Ernst auf den scheinbar näher zusammengedrängten Heimwesen. Selbst der Glockenschlag auf dem Turme geizt mit seinem Trost; der Ton geht stumpf und klanglos über die Dächer hin. Aber wenn im Maimond rings um Haus und Scheuern die Bäume blühen, wenn der Goldladenduft schier betäubend aus den Gärten steigt, dann ist der enge Dorfbezirk so von Ahnen und Glauben erfüllt, daß man meint, die Luft müsse klingen. Junge Mädchen gehen summend durch die Gassen, irgend ein Wunder im Herzen. Mütter mit Silberfäden im Haar blicken ihnen sorgend nach, während sie den Veranienstöcken auf dem Fensterbrett Wasser geben. „Vieles wird schön sein in euerem kleinen Leben, vieles wird sehr schwer sein. Aber die Heimat wird euch helfen.“

Das Bauerndorf vermag Brauch und Wesen zu bewahren; doch es ist ihm auch gegeben, Neues zu verwerfen und zu überwinden, ohne Gleichmut und Selbstbehauptung einzubüßen. Der Landmann hängt seinem Berufe gemäß am Hergebrachten, am Bewährten. Jede Neuerung, die ihn aus dem gewohnten Lebensstakt bringen könnte, besieht er sich mißtrauisch und gründlich. Die Vorfahren stehen mit Rat und Merksprüchen hinter ihm. „Es kommt nichts Besseres nach“, sagt der Großvater im Sorgenfuhr. Wie lang hat man sich im Dorfe gegen die Einführung der Arbeitsmaschinen gesträubt! „Die Alten haben auch mit der Sense gemäht und sind keine Sorenbuben gewesen“, hieß es. „Der Bauer ist nicht dazu auf der Welt, um auf dem Ranzen zu liegen und der Maschine zuzusehen.“ Noch vor nicht sehr langer Zeit wurde fast alles Getreide im Sechser- oder Ahtertakt mit dem Flegel gedroschen. Aber die nicht zu Unrecht vielgeschmähte Kumpelmaschine schwang im Kampf mit dem Vorurteil trotz ihren ersten Unzulänglichkeiten im Laufe der Zeit doch obenaus. Heute ist der Flegel — nicht der im Sprichwort weiterlebende — längst an die Wand gehängt. Auch der letzte Nörgler hat sich an das Selbstverständliche gewöhnt. Er drischt mit der von einem listigen Motor angetriebenen Kleinmaschine seine Garben ohne fremde Hilfe, fast ohne Kosten in wenigen Tagen aus. Er feldert sein Obst mit der geheimnisvollen Drahtkraft. Alles ist gelassenes, bedächtiges Tagwerk. Der Wunsch, das Alte zurückzunehmen, liegt zuzernst. Die Sorge der Sorglichen, die Maschine werde den Bauer in eitel Unkraut stürzen, all die großen und kleinen Bedenken sind heute eine belanglose Angelegenheit. Der Jungbauer, der auf dem Bock des zappelligen Heuwenders sitzt, mit der Hantierung durch Gewohnheit vertraut, ist sich bewußt, daß er mit seinem löblichen Tun den Arbeitsgenossen, insbesondere den Frauen, viel saure Mühe abnimmt. Die Wiesenlehnen mit der vom Sommer gebräunten Mahd sehen sich nicht anders an, als wie er sie seinerzeit als Kind betrachtet hat, damals, als noch die Gabel regierte. Das Roggenfeld nebenan, eine blaugrüne Mauer, der dunkle Hochwald drüben,

beide schauen ihm schweigend zu; ihr Schweigen sagt:
„Ja, schaff' nur, Bauernwert ist gutes Werk.“

So ist die heftige Geschäftigkeit der Maschine bereits zum verblässenden Zwischenpiel zusammengeschrumpft. Gewaltig regieren nach wie vor die großen Naturkräfte, die den Schaffenden unwittern. Der Glaube an die ewige Zeugkraft des Ackers, die tiefe Lebensverbundenheit mit Flur und Baum, mit der Kreatur, die Tag und Arbeit mit ihm teilt, lassen auch eine stumpfe Rechnerseele nicht ganz in Stumpfheit versinken.

Unser bist du, goldener Sommertag,
Deiner Frühe gnadenreiches Weben,
Deiner Sonne Glut, der späten Wachtel Schlag,
Uns, den Knechten, hat dich Gott gegeben!

Diese Naturnähe ist wohl auch das Geheimnis der unbesiegligen Lebenskraft, die dem Landmenschen innewohnt. Der Bauer mag mit Nöten kämpfen, er mag sich zu Zeiten sogar überwunden glauben, er überwindet doch. Alle Niederlagen, die bittersten Eingriffe in seine Daseinsrechte, hat er im Lauf der Jahrhunderte überlebt, bewältigt. Nicht mit den Waffen der Gewalt, aber mit dem Mute der Beharrlichkeit, des zähen Erdfleißes, mit den Gottgeschenken der Einsamkeit.

Der Burgberg trieb mit dem Landmann sein Spiel —
Die Heimtatt steht, die Trugburg zerfiel.
Der Ritter hat blinden Samen gestreut,
Der Bauer hat treue Flur betreut.

Das Dorf ist nicht nur die Heimat derer, die in ihm wohnen, die in ihm groß geworden sind und mit dem Ertrag seiner Aecker und Wiesen ihr Dasein fristen oder als Bauernhandwerker ihr Auskommen finden. Nein, es ist auch der heimliche Zufluchtsort für die Gedanken und Träume der Wenigen, die der Glücks- hunger oder ein zubehobenes Schicksal in fremde Fernen geführt hat. Nicht alle von ihnen haben das lockende Ziel erreicht; und auch in diesen vom Leben freundlich bedachten Menschenkindern ist das heimliche Bedenken überwacht geblieben und oft zum unstillbaren Verlangen geworden. Einmal — e i n m a l noch muß es sich geben! Zwischen Traum und Wachen wandeln sie auf vertrauten Ackerwegen und lassen reife Kornähren durch ihre gespreizten Finger gleiten. Sie laben sich im Wipfel des alten Kirschbaumes auf dem Krähen- buck an den Würzstäben der Heimat Erde. Sie zetteln Gras an der Sonnenhalbe, zu der das Dorf herauf- grüßt. Der Kirchturm, der Siebel des Vaterhauses. Eine besonnte Leinenwäsche auf dem äußersten Haus- anger wird nicht fehlen. Und im geheimnisvollen Schattenreich der Baumgärten wird Kinderlärm vom Lebensglauben der Heimat erzählen.

Aber das Dorf hat auch für gestrandete Seelen Raum und Brot. Auf dem Bänklein vor dem gar nicht prunkvollen Armenhause sitzen die paar Entgleisten und Enterbten der Gemeinde. Sie trachten nicht mehr nach Ansehen, sie haben gelernt, sich abzufinden und mit dem schmalen Versorgt- und Geborgensein zufrieden zu geben. Dem einen gibt ein Päcklein geschenkter Tabaks den Glauben an die Menschheit zurück; der andere erzählt jeden zweiten Tag davon, wie er vom Dorfe bei seiner Heimkunft ganz über Erwarten freundlich aufgenommen worden sei. Der Brunnen auf dem Gemeindepfatz habe fast überlaut zu ihm gesagt: „So, bist du auch wieder da? Es ist recht.“

Ich bin durch hundert Bauerndörfer gegangen und habe mich immer wieder gefreut, daß keines dem andern gleichsieht. Jedes behauptet sich durch mancherlei Merkmale als ein Eigenwesen. Die Leute gehen scheinbar in der selben Weise ab und zu, und doch erblickt man aus Dingen und Gepflogenheiten, die bereits über- lieferung geworden sind, wie das lange Zusammenleben von Menschen, die Übertragung besonderer Ausdrucks- formen, gewissermaßen einen Dorfschlag gebildet haben, und wenn sich der auch bloß in einer verhaltenern Art des Grusses, in der lockeren Handhabung von Scherz und Mutterwitz bemerkbar macht. Die Gruppierung der einzelnen Heimwesen ist, soweit es sich nicht um aus- gesprochenere Reihendörfer handelt, vom Eigensinn be- fohlen. Vern schiebt sich ein besonders stattliches Ge- bäude recht unbotmäßig halbwegs in den Straßenzug hinein, so daß ihm der Fahrweg nachher in einem Bogen knurrend ausweichen muß. Das Haus will Kommen und Gehen überwachen und überdenken können. Aber hineingucken darf die Straße nicht. Die Blumen auf den Gesimsen, die gestreiften Vorhängelein weisen ihre zudringliche Neugier zurück.

Ein Lindenbaum der Duft verstreut,
Du bist ihm Freund, und kennst ihn kaum;
Ein Bouerngärtchen, zart betreut,
Wie eines Mädchens Liebestraum.

Es steht kein mit Drossenrock verkleideter Dorfgenosse vor der Türe des einladenden Gasthauses. Dennoch habe ich die Einkehr selten versäumt. Immer wieder habe ich es bestätigt gefunden, daß die rechte, echte Dorfschenke das Gesicht des ganzen Gemeinwesens wieder spiegelt. Das Rühmlein, das ein leutseliger Eingeborener seinem Daseinsbezirke beim Schoppen spendet, ist oft rührend arm an Gewicht; aber es bleibt gleichwohl in der Erinnerung des fremden Gastes etwas haften von den ungezählten Vorzügen, die eine gewissermaßen aus- erwählte Ortschaft, verglichen mit dem Nachbardorfe, aufzuweisen hat. „Unser Kirchturm ist drei Meter höher. Unsere Orgel ist älter. Wir haben unsern Bach dreffiert; die dahinten' lassen sich von dem ihrigen nach wie vor jeden Schabernack gefallen.“ Ein greiser Schullehrer, der, obwohl aus der Stadt kommend, 40 Jahre lang das Szepter über dem häuerlichen Nachwuchs eines Kleindorfes geschwungen hat, gestand mir im Gespräch, er habe gleich am ersten Tage gewußt, daß er in dieser stillen Welt sein Leben verbringen werde. „Ich habe in vielgerühmten Gegenden schönere Dörfer gesehen, die sogar des Fremdenstromes begehrtes Ziel geworden sind“, sagte er. „Aber ich habe es nie bedauert, daß unser liebes Nest mit seinen Wiesen und Ackerzelgen, mit dem Waldberg dahinter, sein Dasein ohne anderer Leute Beifall betreiben muß. Die fremden Menschen bringen Gut und Kurzweil; aber sie nehmen auch etwas mit, das dem Dorfe nachher für immer verloren bleibt. Wenn in Winternächten die Lichter hinter unsern ge- schlossenen Fensterläden glühen, so weiß ich, daß nun in mancher Stube eine kleine Haus- und Lebensgemein- schaft ihren Treubund schließt. Die Kraft der Einfalt ist ein Geschenk der Stille. Sie schöpft aus dem Brun- nen der Hausseele, der alle guten Geister immerdar zu lesen und zu nähren vermag.“